Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

**Band:** 6 (1916)

**Heft:** 42

Artikel: Drei Leben [Fortsetzung]

**Autor:** Trabold, Rudolf

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-643629

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 29.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



 $\Pi r. 42 - 1916$ 

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst bedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgaffe 24, Bern

14. Oktober

# 3wei Gedichte von Walter Dietiker.

fjerbstwanderung.

Ich schreite still durch grüne Matten, Durch Sonnenglut und kühle Schatten, Vorbei an hohen Waldeshallen Und Wellen, die zur Serne wallen,

Durch Gärten, allwo Srüchte reifen Und Heste meine Stirne streifen, Und sehe im Vorüberwallen, Wie Früchte golden niederfallen,

Ich weiß nicht, ob von grünen Bäumen ... Ich weiß nicht, ob aus meinen Träumen...

### Kahnfahrt.

Er kommt und geht in Ewigkeit: Das ist der alte Strom der Zeit. Zum Ufer fand auch ich den Schritt Und fahre nun ein Weilchen mit.

Ein Weilchen — keiner weiß wie lang — Wo eine blasse hand erblinkt Und lausche seinem Wellensang. Und meinen Kahn ans Ufer winkt...

Doch einmal auf der blauen Sahrt Sahr' mich noch lange, Strom der Zeit, Bleibt mir die Biegung nicht erspart, Es wär' mir um die Reise leid.

## o o Drei Leben. o o

Eine Novelle, Don Rudolf Trabold.

Wieder brach Morner seine Rede ab und dabei machte er eine Bewegung mit den Armen, welche deut= lich zeigte, wie groß die "Rluft" in seiner Phantasie sich ausdehnte. Lydia schien ihren Frohsinn wieder gewonnen zu haben, und es klang nicht ohne Ironie, als sie jett saate:

"Ja, Sie haben allerdings recht. Mit gefülltem Magen ist leichter zu philosophieren als mit leerem. Wir dürfen aber nicht leich die Extreme ergreifen. Ich meine, diejenigen "Reichen", die im Bollbewußtsein ihres Besites sich ein= bilden, höhere Wesen zu sein, sind Menschen, die wir ihrer geistigen Armut wegen nicht als voll anerkennen durfen. Nehmen wir an, ein Individuum, das sich eines großen "ererbten Besithes" erfreut, sei geistig normal begabt, ernst= lich bestrebt, alle seine geistigen Fähigkeiten auszubilden, und erreicht auch einen ganz achtungswerten Grad all= gemeiner Bildung. Daneben wollen wir ein anderes Menichenkind stellen, welches, aus armer Familie stammend, unter schwierigen Berhältnissen sich emporrang und ein Gelehrter wurde.

Nehmen wir weiter an, der Reiche und der Arme seien geistig gleichwertige Menschen. Wenn Sie nun hören, wie man über diese Menschen urteilt in ihren Kreisen, so werden Sie sofort wahrnehmen, daß der Arme ein besonderes Unsehen genießt, weil er aus durftigen Berhältnissen sich emporrang. Dem Reichen, dem vielleicht gerade seine Familie, sein Reichtum große Sindernisse in seiner Laufbahn waren, wird man seine geistigen Errungenschaften geringer anrechnen, weil er Besithender ist. Go haben Sie zwei Menschen, die unter gegebenen Berhältnissen sich erfreulich zu nütlichen Gliedern der Gesellschaft entwidelten und gang verschieden geschätt werden."

Morner stand entfernt von Lydia an die Wand gelehnt und hatte die Augen geschlossen. Das Dustere schien aus seinen Zügen gewichen, um starrer Traurigkeit Blat ju machen. Seine tiefe, weiche Stimme, welche feinen Patienten so siegesgewiß in schweren Stunden Mut und Soffnung im Bergen zu weden verstand, sie flang jest fast wie eine Rlage, als er sprach:

"Ihre Worte mögen viel Wahrheit enthalten, gnädiges

Fräulein, aber mich versöhnen sie doch nicht mit der Welt. Mein Frühling ist dahin, ohne daß ich ihn hätte genießen können, nun stehe ich im Sommer des Lebens und sollte mich seiner freuen, aber ich bin unfähig dazu. Mir ist, ich stehe als Einsamer hier, nur die Pflicht und vielleicht der äußere Erfolg in meinem Beruse treiben mich vorwärts. Ich sehe den Serbst, den Winter kommen und möchte mich an etwas klammern."

"Sie sind ein Unzufriedener, Doktor, es ist ihre Pflicht, die Zufriedenheit zu finden. Ja, das müssen Sie und das werden Sie auch. Wissen Sie, daß ich Sie besneide?"

Morner öffnete die Augen und schaute die Baronesse groß an; ihre Stimme hatte einen bezaubernden Klang, gerade wenn sie so bestimmt, fast in befehlendem Tone sprach.

"Jawohl, ich beneide Sie und wohl noch viele Menschen in der Stadt werden Sie beneiden. Wenn man in seinem Berufe so Vorzügliches leistet und von Hunderten verehrt und geliebt wird, ist das ein Geringes?"

"Das stellen Sie sich natürlich, kraft Ihrer gewaltigen Phantasie, möglichst romantisch vor: Wohltäter der Menscheit, Heit, Heilbringer, Schmerzenlinderer — ach ja, prachtvoll. Aber die Sache ist doch nicht ganz so. Wissen Sie denn, was ich opferte bis jeht? Ich sacte Ihnen ja, den Frühling meines Lebens gab ich dafür und den Sommer werde ich auch dahingehen lassen müssen — müssen, müssen, denn jeht heißt es: Vorwärts auf dem Wege der Pflicht!"

"Haben Sie denn nicht auch eine höhere Lebensidee, für welche Sie Opfer bringen, die ihnen zu Freudenfesten werden? Wie ich Sie kenne, sind Sie ein Mensch, den Erziehung, Vildung und Erfolg im Leben befähigt haben müssen, einer großen Idee zu leben. Wir haben nur ein Leben zu leben auf dieser Erde. Sind Sie nicht vom Bewußtsein erfüllt, daß Sie die Kraft besitzen, die Leiden und Freuden hier voll und ganz durchzukosten? Setzen Sie doch alles daran, Ihre Lebensidee zu verwirklichen, und sie wird Gestalt annehmen. Genießen Sie, der Lebensbaum hängt voller Früchte, brechen Sie!"

Bom Garten her, die Treppe zur Loggia emporstürmend, kam Anna Klosters, Lydias Freundin und stete Begleiterin, welche mit ihrer Mutter in der Billa wohnte. Um das Gesicht des Mädchens, welches einen auffallend schönen Teint von rosiger Farbe besah, flatterten die aschblonden Haare, die in wilden Loden sich immer aus der Frisur lösten. Schon oben an der Treppe rief sie, Morners nicht gleich gewahr werdend:

"Wir warten auf Dich, Lidi, die Herrschaften sind alle da."

Lydia winkte ihr und rief:

"Wir kommen gleich!"

Nun sah Anna den Arzt, winkte lächelnd und war in einigen Sätzen wieder flüchtig geworden.

Morner stand sinnend da. Die Unterbrechung durch Fräulein Alosters, die er kaum flüchtig mit Kopfniden begrüßt hatte, schien ihm fast entgangen zu sein. Lydia mahnte ihn:

"Herr Doktor, wie Sie gehört haben, erwartet man uns, also kommen Sie, bitte."

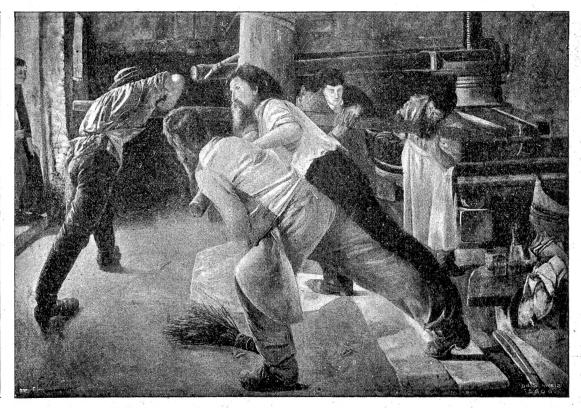
Wie bei ihrer ersten Zusammenkunft, überflog jett sein Antlitz ein Schimmer, der von den Augen auszugehen schien, mit denen er Lydia lang und seltsam, aber ruhig betrachtete. In diesem Momente kam ihm die Baronesse ganz eigentümlich vor, sie hatte etwas Königliches für ihn, doch eine wunderbare Lieblichkeit umwob das hoheitsvolle Bild dieses Weibes. Auf sie zugehend, ergriff er ihre Hand, beugte sich und küßte sie.

"Ich danke Ihnen für alles, was Sie mir heute gesagt haben, gnädige Baronesse. Nehmen Sie mich, wie ich bin, haben Sie ein Einsehen mit mir. Wenn ich vergesse, daß ich mich in Ihrer Gegenwart zu beherrschen habe, dann verzeihen Sie es mir in Ihrer Großmut. Gerade in Ihrer Gesellschaft lasse ich mich zur Sestigkeit hinreißen — es kommt daher, weil ich das Bedürfnis spüre, vor Ihnen mich so zu zeigen, wie ich bin."

"Sehen Sie, das ist's eben, was mir Freude macht. Sie dürfen sich mir ganz eröffnen, sofern sie mich würdig finden, Ihre Bertraute zu werden."

Sie stiegen die Stufen zum Garten hinab und gingen hinüber in den großen Speisesaal. Man gelangte vom Garten ber durch eine Veranda und einen Salon in den Saal, dessen Fenster hohen Glastüren glichen und gegen den Park hin offen standen. Im Salon und auf der Beranda hatten sich die Gaste versammelt, die auf die Baronesse warteten. Sie waren Morner schon bekannt vom letten Besuche her. Nur zwei Personen wurden ihm vorgestellt, die er zum ersten Male hier traf. Ein weißhaariger, hochgewachsener, schlanker Herr, dessen Gesicht gang den Inpus des englischen Aristofraten zeigte, wie Morner glaubte, wurde er ihm als Graf Neisenau vorgestellt. Er war der einstige Vormund der Baronesse. Die zweite neue Bekanntschaft, die Morner machte, war Nauber, der welt= berühmte Geiger. Dieser Mann, der vor einem Sahre in einen Prozeß verwidelt worden war, bei dem man seine Moral, oder besser Unmoral, in schwärzesten Farben schilderte, dieser Mann war nun seit seiner Freisprechung Lydias Gast. Er hatte nur eine flüchtige Verbeugung für Morner und sprach fein Wort mit ihm.

An der Tafel saß Lydia zur Rechten des Grafen, ihr zur Linken Dr. Morner. Gegenüber hatte Frau Rlosters mit Nauber und Retten sich gesetzt. Robin, ein Maler, dessen Leichtsinn ebenso groß war wie sein Talent und der sich darum der Baronesse auf Gnade oder Ungnade ergeben, damit sie ihn zu einem ernsten Menschen erziehe, behauptete mit Anna Klosters das eine, der Lyrifer und Geschichtsfreund Frohberg das andere Ende der Tafel. Morner beteiligte sich kaum mit einigen Sätzen am Tisch= gespräche, aber er hörte auf die andern, die redeten. Nauber, der auch jest stumm wie ein Grab blieb, nicte nur, wenn sein Gegenüber, Graf Reisenau, ju ihm sprach. Robin erzählte ununterbrochen seiner Dame zur Rechten Schwänke aus seinem bewegten Leben. Retten wurde von Frau Klosters, die lange Jahre in Tunis lebte, durch ihre Schilderungen aus dem Leben orientalischer Frauen so sehr gefesselt, daß er sein Ohr nur ihr lieh. Frohberg gab nur flare, präzise Antworten, wenn im Gespräche irgend jemand eine Frage an ihn richtete, selbst mischte sich auch dieser Mann (beffen feltsame Gedichte Lndia im Drud erscheinen



Gustave Jeanneret.

An der Kelter.

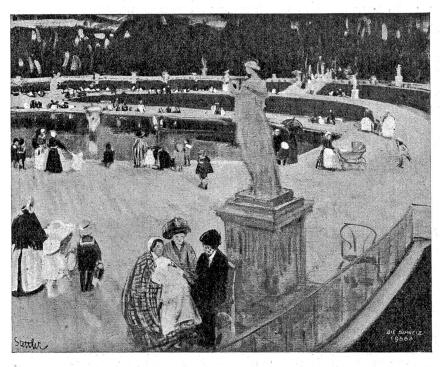
Gustave Jeanneret, geb. 1847 zu Motiers (Neuenburg), kam vom Kunstgewerbe aus zur zünstigen Kunst. Mit 18 Jahren ist er Dessinateur in einer Mühlhausener Tapetensavit; zwei Jahre später Möbelzeichner in Karis; daneben malt er: erst Blumen, dann Landschaften und Menschen. Die soziale Kunst, die nach der Kommune mächtig die Gemüter packt, sindet in Jeanneret einen begeisterten Jünger. In die Heimat zurückgekehrt, gründet er sich ein Heim in Eressier am rebbergbewachsenen Hügelausläuser des Chasseral. Jeanneret hat sich zur Lebensausgabe gemacht, die Arbeit des Neuenburger Volkes dazzustellen. In zahllosen Gemälden behandelt er diese Thema. Unsere Abbildung reproduziert eines seiner vielen Winzerbilder. Die Kraft gemeinsamer Anstrengung ist sein Lieblingsthema. Ein wirklichkeitsstarter Ibealismus spricht aus allen seinen Werken.

ließ, was dem Dichter den Ruhm der feinen Kenner ersbrachte) nicht ins Gespräch. Die Baronesse selbst besah das Talent der Weltdame, die nichts außer Acht ließ, um ihren Gästen angenehm zu sein. Sie war so sehr für das leibliche Wohl der Tafelrunde besorgt, daß sie sich nicht in eine tiefsinnige Konversation einließ, obschon der Graf in seiner geistvollen Art sie stets in philosophische Fragen verwickelte.

Im Hause der Baronesse wurden keine großen Essen mit zahllosen Gängen veranstaltet; aber was auf die Tafel kam, war alles ersten Ranges. Bald verließen die Gäste die Tafel, um in den Musiksaal zu gehen. Im elektrischen Lichte sah jetzt Morner erst die volle Schönheit dieses Raumes, dessen gewöldte Decke wie die Wände vollskändig aus weißem Marmor erstellt waren. Das Herrlichte bildete die Hauptpforte, ein reich vergoldetes Schmiedewerk. Dasrüber spannte sich ein Bogen in Gold, Rot und Grün gehalten, getragen von weißen Säulen. An den Wänden verbanden kleinere Säulen wieder ein Bogenwerk mit reicher goldener Ornamentik. Im Hintergrunde glich der Raum, wo die Orgel und davor die Sängerlaube standen, einer Grotte. Aus reich vergoldeten Bronzeleuchtern, die von dem Gewölbe hingen, strahlte in den Prunk eine Fülle von Licht.

Lydia hatte den Gästen verkundet, daß Nauber heute mit einer eigenen Komposition, seit sechs Monaten zum erstenmal, sich wieder hören lassen werde. Sie selbst wollte sein Spiel auf der Orgel begleiten. Zeder suchte ein Plätzchen, von dem aus man ungestört dem Konzert lauschen konnte. Robin und Anna Klosters, die aus ihrem Liebesbündnis kein Geheimnis machen konnten, standen im Schatten einer Säule Arm in Arm. Morner und Retten standen links neben der Pforte an die Wand gelehnt. Der Graf, Frau Klosters und Frohberg bildeten wieder eine Gruppe, die sich auf Kissen gelagert hatte.

Die Baronesse spielte das Präludium. In die tiefe Stille des Raumes klang bald eine wunderbare Musik. Zuerst öffnete Morner seine Augen groß, denn ihm schien, der Saal selbst wäre eine Orgel. Vom Gewölbe rieselten süße Gefänge, aus der Erde stiegen Geister, die tiefgestimmte Drommeten bliesen, die Ornamente auf den Bogen über den Säulen schienen sich zu bewegen, zu flöten. Das Gold tonte, das Rot schalmeite, das Grün sang. Welch ein wunderbares Ronzert; so etwas hatte er noch nie empfunden, was sich jest in ihm zu regen begann. In welch eine wun= dersame Welt hatte ihn hier sein Geschick geführt. War die Baronesse wirklich eine Zauberin, die ihn hier mit ihren Rünsten törte? Und immer dringender sprachen die Tone, die Geister der Musik kamen in einen Aufruhr, der durch die Sallen schrie bis zum höchsten Fortissimo, das den Boden erzittern ließ. Da erschallten aber auch schon Stimmen, die in flaren, hellen Tönen riefen und flehten. Aus dem Chaos der Melodien flärten sich herrliche Afforde, nur eine Stimme flagte noch in ergreifendem Jammer ein



Martha Stettler: Im Park.

Unrecht, das ihr geschehen. Doch auch sie wurde beschwichtigt und mählich zerfloß Wolke um Wolke am gewitterschweren Himmel; leise, erlöschend rann wie feinster Regen eine ungemein zarte Melodie hernieder.

Morner schloß die Augen. Da, hoch aus der Ferne her, Kinderstimmen, einzelnes Jauchzen; eiliger, schneller wurde das Tempo, aber kein Tumult störte die Berkündigung. Ihm schien es, jetzt müsse eine Menschenmenge angekommen sein, durch die es wie verhaltenes Singen, Jauchzen, Preisen, Beten ging. Wie das ruhige Heben und Senken des Atems wogte über die Menge ein Rhythmus des Friedens, der Beruhigung, der tausend Seelen verband. Doch jetzt kam der, auf den die Menge mit Sehnsucht geharrt und der ihnen nun ein Wundersbares kündete:

Nauber spielte.

Was diese Geige in sich barg, was sie, gehorsam ihrem Meister, in himmslischer Musik offenbarte, das erlebte hier Morners Seele. Was Nauber in dieser Romposition der Geige auftrug dem Menschenohre zu vermitteln, sein geniales Spiel löste die gesetzte Aufgabe glänzend.

Sein Instrument wurde zur lebendigen Stimme. Diese Stimme verfügte über alle Kraft, Eindringlichkeit, Macht, Weichheit, Größe. (Fortsehung folgt.)

### ooo Martha Stettler. ooo

Am 19. Februar 1913 starb der Erbauer des Runst= museums an der Waisenhausstraße.\*) Architett Eugen Stett= ler hatte seine fünstlerische Ausbildung in Baris genossen. war über Italien nach Bern zurückgekehrt und hatte seiner Vaterstadt im Laufe der Jahre zahlreiche öffentliche Bauten geschenkt, die dem Stadtbild wohl anstehen. Mit welcher Genugtuung würde er heute, wenn er noch lebte, den Museumssaal mit den Bildern seiner Tochter betreten. Das Berner Runftmuseum beherbergt nämlich zur Stunde vorübergehend eine größere Zahl Delgemälde der Künstlerin Martha Stettler; die Ausstellung ist um so bemerkenswerter, als sie für uns Berner die erste Gelegenheit dar= stellt, unsere berühmte Landsmännin in der ganzen Tiefe ihrer Runft fennen zu lernen. Wohl hängt ein Werk von ihr in der permanenten Sammlung und sahen wir gelegent= lich in Ausstellungen Stude von ihr. Der Eindruck, den sie uns hinterließ, war immer ein tiefer und nachhaltiger; nun ist uns durch ihre Berner Ausstellung die schönste Gelegen= heit zum eingehenden Studium ihres Schaffens geboten.

Martha Stettlers Künstlertalent ist Vatererbe.\*\*) Der vielbeschäftigte Architekt hat in seiner freien Zeit mit Leidenschaft gemalt. Daß seine Tochter seine Künstlerträume mit starkem Wollen in die Wirklichkeit setze, mag die stille Freude seines Alters gewesen sein. Die Grundlagen der Zeichenkunst erward sich Martha Stettler an der Berner Kunstschule; ihre Lehrer waren hier die Maler W. Benteli und Th. Volmar. In den Verhältnissen unserer Kunstschule und an der Methode jener Zeit lag es, daß sie Stück für Stück

einer großen Gipsbildersammlung ohne viel fünstlerischen Gewinn abzeichnen mußte. Erst in Genf, wohin sie sich dann begab, kam sie dazu, nach lebendem Wodell zu zeichenen. Von hier weg tat sie den großen Sprung nach Paris, der für ihr ganzes Künstlertum entscheidend wurde. Sie



Martha Stettler.

besuchte hier eine Zeitlang die Académie Julian, daraufhin wurde sie Schülerin des bekannten Zeichmers und Illustrators Luc Olivier-Mersan, in dessen Atelier sie vier Winter lang ausschließlich zeichnete. Da sie endlich malen wollte, verließ sie diesen Lehrer und wandte sich an den Maler Lucien Simon, unter dessen geistvoller Leitung sie die Künstlerin der Farbe wurde, als die wir sie heute bewundern. Sie gründete mit einer Freundin einen Cercle, aus dem die

<sup>\*)</sup> Bilb und Netrolog auf S. 80 im Jahrgang 1913 ber "Berner Woche".

<sup>\*\*)</sup> Wir entnehmen die nachstehenden biographischen Angaben der "Schweiz" 1916, 6.